

Jens S. Dangschat, Monika Alisch

Soziale Mischung – die Lösung von Integrationsherausforderungen?

URN: urn:nbn:de:0156-0754113



CC-Lizenz: BY-ND 3.0 Deutschland

S. 200 bis 218

Aus:

Paul Gans (Hrsg.)

Räumliche Auswirkungen der internationalen Migration

Forschungsberichte der ARL 3

Hannover 2014

Jens S. Dangschat, Monika Alisch

Soziale Mischung – die Lösung von Integrationsherausforderungen?

Gliederung

- 1 Einleitung
- 2 Warum und für wen ist Segregation ein Problem?
- 3 Die Suche nach dem Nachbarschaftseffekt
- 4 Soziale Mischung – Alternative zur residentiellen Segregation?
- 5 Das Verständnis von „Raum“ im Konzept der sozialen Mischung und der Analyse von Nachbarschaftseffekten
- 6 Zusammenfassung

Literatur

Kurzfassung

In der planerischen Praxis wird häufig zur Unterstützung der Integration von Zugewanderten respektive von armen Haushalten auf das Konzept der „sozialen Mischung“ zurückgegriffen. Diese gedanklich nachvollziehbare Option weist jedoch de facto eine Reihe von Widersprüchlichkeiten auf, denn es gibt in Westeuropa kaum konsistente empirische Belege dafür, dass eine soziale Durchmischung hinsichtlich der Integration tatsächlich vorteilhaft ist. In der Wissenschaft werden Nachbarschaftseffekte entweder über die Analyse längerer Zeitreihen oder am Beispiel von konkreten Nachbarschaften untersucht. Bei Letzterem wird versucht, einzelne Nachbarschaftseffekte zu isolieren und in ihrer integrativen Wirkung zu bestimmen – auch diese sind, so sie überhaupt signifikant sind, kaum bedeutsam. Das Dilemma der wissenschaftlichen Ansätze und des politisch-planerischen Handelns ist, dass über Strukturdaten (Ausländeranteil) das „Problem“ identifiziert wird und nicht über das Verhalten der sozialen Gruppen vor Ort. Das allerdings würde bedeuten, den Raum als ein relationales Verhältnis zu sehen, welches beginnt, sich in der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung durchzusetzen, was aber die Stadt(entwicklungs)planung vor neue Herausforderungen stellen dürfte.

Schlüsselwörter

Residentielle Segregation – Nachbarschaftseffekte – *social mix* – räumliche Konzentration, relationaler Raum – Sozialraumanalyse

Social mix – the solution to integration challenges?

Planners often use the concept of “social mix” to support local social integration processes of migrants and/or poor households. Even if this concept sounds feasible, it actually proves to be characterised by a number of discrepancies. First of all, there is very little

consistent empirical support in Western Europe for the notion that social mix supports social cohesion. Within social sciences the impact of social mix is analysed either by long time-series observation of statistics or by case studies. In the latter case, researchers try to isolate single neighbourhood impacts. However, empirical tests show that their impact – if at all – is hardly significant. The dilemma of scientific approaches and of political planning practice is that they are based on information about social structures like foreign ratio and not on the behaviour of social groups within the neighbourhoods. This latter approach, however, will result in a fresh view on space as a relation between persons and material goods, as is becoming more prominent within urban sociology and human geography, and will result in new challenges for town planning.

Keywords

Residential segregation – neighbourhood effects – social mix – spatial concentration – relational space – social area analysis

1 Einleitung

Die Bewertung der Segregation und der Segregierung wurde in der sozialwissenschaftlichen Diskussion seit ihren Anfängen ambivalent geführt: Herbert Gans (1961) hatte die (ethnische) Segregation mit ihren Vor- und Nachteilen beschrieben, indem er die multi-kulturelle Einbindung und Identität auf der einen Seite sowie eine Normen-Homogenität und einen abgeschwächten Konkurrenzdruck auf der anderen Seite anführte. Auch heute werden Vor- und Nachteile der räumlichen Konzentration von migrantischen Minderheiten einander gegenübergestellt (Dangschat 2000a; Häußermann/Siebel 2001; Sampson/Morenoff/Gannon-Rowley 2002; Friedrichs/Galster/Musterd 2003; Musterd 2003; Kronauer/Vogel 2004; Murie/Musterd 2004; Musterd/Andersson 2005; Hillmann/Windzio 2008; Andersson/Musterd/Galster et al. 2009; Blasius/Friedrichs/Galster 2009; Farwick 2009). In der planungs- und integrationspolitischen Diskussion hingegen wird neben der residentiellen Segregation nach Einkommen vornehmlich die ethnische residentielle Segregation stets dann negativ hervorgehoben, wenn sich verhärtende Probleme der „Integration vor Ort“ zur Lösung angemahnt werden (ODPM 2005; PPU 2011).

Die Position einer sozial gemischten Stadt(gesellschaft) baut auf der These auf, dass unterschiedliche Menschen (nur) dann die Unkenntnis übereinander, mögliche Vorbehalte gegeneinander und Ängste voreinander abbauen, wenn sie einen häufigen Kontakt miteinander haben, was vor allem dann wahrscheinlich ist, wenn sie im gleichen Quartier wohnen (Allport 1954). Diese Kontakthypothese – so deren Anhänger – führe schließlich zum Verständnis füreinander, der Toleranz gegenüber anderen Lebensstilen und schließlich zu gemeinsamen Wertvorstellungen und einem integrativen „Wir-Gefühl“.¹ Diese Zusammenhänge wirken jedoch vor allem dann positiv, wenn die betreffenden Gruppen einen höheren Bildungsgrad und eine höhere kommunikative Kompetenz besitzen, selbstbewusst sind und sich ausreichend geachtet fühlen – nur diese sozialen Gruppen sind in den als problematisch angesehenen Migrantenvierteln eher die Ausnahme. Im umgekehr-

¹ Bereits Allport (1954) hatte darauf hingewiesen, dass diese Annahmen nur dann gelten, wenn vier Bedingungen erfüllt sind. Diese Vorbedingungen bleiben in der Politik des *social mix* jedoch in der Regel unberücksichtigt:

- a) gleicher Status zwischen den Zugewanderten und der bereits länger dort wohnenden Bevölkerung,
- b) gemeinsame Ziele zum einen hinsichtlich der alltäglichen Lebensführung, zum anderen innerhalb gemeinsamer Institutionen; daher auch
- c) eine institutionelle Unterstützung und
- d) die Möglichkeit zu intensiveren sozialen Kontakten.

ten Fall können eine niedrige Bildung, mangelndes Selbstbewusstsein und Diskriminierungen konfliktverschärfend wirken (Dangschat 1998), wofür der Begriff der „überforderten Nachbarschaften“ geprägt wurde.

Auch der Ansatz von Häußermann (1998) und zuvor von Häußermann/Siebel (1990), in „freiwillige“ und „unfreiwillige“ Segregation zu unterscheiden, konnte im Diskurs der Segregation wenig Handlungshinweise liefern: Der Grad der Freiwilligkeit sei der entscheidende Schlüssel dafür, ob eine räumliche Konzentration einer sozialen Gruppe positiv zu sehen sei. Die „Freiwilligkeit“ besteht demnach darin, sich auf dem Wohnungsmarkt (relativ) frei bewegen zu können und gegebenenfalls ein Quartier durch einen Fortzug zu verlassen. Dieser nachvollziehbare normative Zugang ist auf den zweiten Blick jedoch problematisch: Erstens lassen sich Freiwilligkeit und Zwang von Umzügen empirisch nur sehr schwierig nachweisen.² Zweitens entstehen Konzentrationen auch durch einen Fortzug „der anderen“, d. h. die „Freiwilligkeit des Auszuges“ der einen ist der „Zwang zur Konzentration“ der anderen. Das „Gefangen-Sein“ in einer ethnischen Kolonie wirkt sich insbesondere dann negativ aus, wenn in die leer stehenden Wohnungen eher statusniedrigere Personen nachrücken.

Drittens bleibt die Frage offen, wie dann die „freiwilligen“ traditionellen Rückzüge der Oberschichten respektive die neuen Prozesse der Wohnstandortsuche der städtischen Mittelschichten vor dem Hintergrund der Integration zu bewerten sind, da die daraus resultierenden Wohngebiete in *gated communities*, Projekten des Themenwohnens (z. B. autofreies Wohnen) oder Wohngruppen häufig von hoher sozioökonomischer und Milieu-Homogenität geprägt sind.

Falls die These stimmt, dass die hohe Konzentration einer Ethnie dazu führt, dass deren Integration in die Mehrheitsgesellschaft behindert wird oder – oftmals in sozialräumlicher Überlagerung – dass Menschen in „Armutsquartieren“ zusätzlich benachteiligt werden, stellt sich die Frage, was genau in diesen Quartieren negativ wirkt: Sind es die schlechten Wohn- und Wohnumfeldbedingungen, die unzureichende Infrastruktur, insbesondere die sozialen Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen? Sind es die Nachbarn, die einen schlechten Einfluss ausüben oder ist es das Image von außen? Alles dieses sind „Nachbarschaftseffekte“, denen eine gewisse (negative) Wirkung zugeschrieben wird (Kap. 3).

2 Warum und für wen ist Segregation ein Problem?

Mit dieser Frage werden eigentlich zwei Probleme der Stadtgesellschaften angesprochen: Zum einen geht es um die benachteiligenden Wohn- und Lebensbedingungen für diejenigen Bevölkerungsgruppen, die aufgrund ihrer sozialen Lage ohnehin schon benachteiligt sind. Hier setzen die entsprechenden Raumpolitiken („Soziale Stadt“, Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten (E&C), Lokales Kapital für soziale Zwecke (LOS)) an, die auf die Symptome von Ausgrenzung und Armut und nicht auf deren Ursachen gerichtet sind. Das „Mantra der Mischung“ (Münch 2010: 399) in planungspolitischen Zielsetzungen zur Unterstützung integrativer Prozesse (ODPM 2005; PPU 2011) setzt allenfalls an der Erscheinungsform sozialer Problematik im urbanen Raum an (Beitrag Münch in diesem Band). Zum anderen aber geht es darum, welche Probleme die Mehrheitsgesellschaft mit dieser räumlichen Konzentration hat, die sich in dem als bedrohlich konnotierten Begriff der „Parallelgesellschaften“ zeigen. Ganz offensichtlich wird das von

² Hier wirken sich Prozesse der Reduktion kognitiver Dissonanz aus, d. h. zum einen werden Umzüge selten als Verdrängung und Verschlechterung wahrgenommen bzw. nicht als solche in Interviews berichtet (Blasius 1993), zum anderen dürften sich beide Kategorien nur analytisch auseinanderhalten lassen, aber bei der Alltags-Konstruktion miteinander vermischen.

Park (1974) noch als Teil des „urbanen Lebensstils“ gepriesene Wandeln durch die Welten der verschiedenen Kulturen nur von den sich aufwärts bewegenden Zuwanderern beziehungsweise den etablierten Autochthonen als Bereicherung empfunden.

Beide Problemperspektiven scheinen sich an einem paradoxen Punkt zu treffen: Die Unterteilung in „freiwillige“ und „unfreiwillige“ Segregation zielt darauf ab, die sozialräumliche Konzentration dort als positiv zu bewerten, wo soziale Netze auch räumlich bewusst und aktiv betrieben werden und man bewusst „unter seinesgleichen“ leben möchte (was eine zunehmende Zahl an Stadtbewohner(inne)n und die *better-off* traditionell für sich beanspruchen). Auf der anderen Seite wird jedoch die räumliche Konzentration von Migrant(inn)en und die Knüpfung intra-ethnischer sozialer Netze bis hin zu florierenden „migrantischen Ökonomien“ als Indikator einer freiwilligen integrationshemmenden Abschottung gesehen und als „Parallelgesellschaft“ verurteilt. Die öffentliche Debatte über die räumliche Konzentration bestimmter Minderheiten ist häufig zudem von der Ambivalenz geprägt, ob diese Migrant(inn)en zusammenleben wollen oder ob sie aufgrund der Restriktionen am Wohnungsmarkt letztlich mangels Alternativen dazu gezwungen werden (Beitrag Hanhörster in diesem Band).

In der Diskussion der Folgen der räumlichen Konzentration der Wohnstandorte von migrantischen Minderheiten und/oder einkommensschwachen Stadtbewohnern werden meist Aspekte der Abschottung und der Isolation („Ghetto“, Einwandererkolonie) benannt. Damit werden in der Regel die negativen Seiten der Segregation stärker betont. Interessant ist, dass der Vorteil für die mittleren und gehobenen Schichten der Autochthonen, nämlich davon zu profitieren, dass die wenig geschätzten Minderheiten nicht in ihrer Nachbarschaft leben und ihre Kinder nicht den Klassenraum mit deren Kindern teilen müssen, kaum einmal erwähnt wird. Auch der Aspekt, dass ein großer Teil der Autochthonen die Gebiete mit hohen Konzentrationen von Migrant(inn)en meiden, wird in der Integrationsdebatte kaum berührt (Happel 2011: 77). Das bedeutet, dass die oft stark eingeschränkte Bereitschaft zur Integration seitens der (besser gebildeten) Autochthonen in der politischen und wissenschaftlichen Debatte weitgehend ausgeblendet wird.

Problematisch in dieser Debatte ist auch, dass vor dem Hintergrund einer breit ausdifferenzierten Stadtgesellschaft ausschließlich der Aspekt der Nationalität beziehungsweise des Migrationshintergrundes in den Vordergrund gehoben wird, während andere Unterschiede und Ungleichheiten der weiteren Strukturmerkmale (Bildung, Alter, Haushaltstyp) der Wohnbevölkerung (Kronauer 2002: 217 ff.; Hillmann/Windzio 2008: 20; Beitrag Glorius in diesem Band) sowie der unterschiedlichen Einstellungen und Motivationen ausgeblendet werden. Diese weiteren Merkmale wie politische und religiöse Präferenzen, Wertvorstellungen und Lebensstile können jedoch sowohl die Ursache für soziale Konflikte sein als auch für eine gelungene Integration über nationale und/oder ethnische Grenzen hinweg stehen.

3 Die Suche nach dem Nachbarschaftseffekt

Die nur empirisch zu entscheidende Frage nach den eher positiven (Heckmann 1992; Salentin 2004; Galster 2005) oder eher negativen Folgen von Segregation (Dangschat 1996, 2000a; Murie/Musterd 2004; Musterd 2005; Smets/Salman 2008) hat zu einer Reihe von Untersuchungen der sogenannten „Nachbarschaftseffekte“ geführt. Zu der These, dass benachteiligte Wohnquartiere ihre Bewohner zusätzlich benachteiligen (Alisch/Dangschat 1993), was sich primär auf die strukturellen Nachteile einer schlechten Lage, vernachlässigter Bausubstanz, defizitärer Infrastruktur (insbesondere der Schulen und anderer sozialer Infrastruktur), unzureichender Versorgung sowie hoher Umweltbelastung in diesen

Stadtgebieten bezog, wurde seit knapp 15 Jahren der Frage nachgegangen, ob das Leben in benachteiligten Stadtquartieren die Bewohner tatsächlich zusätzlich benachteilige (u. a. Friedrichs 1998; van Kempen/Priemus 1999; Heitmeyer/Anhut 2000; Atkinson/Kintrea 2001, 2004; Sampson/Morenoff/Gannon-Rowley 2002; Friedrichs/Galster/Musterd 2003; Musterd 2003; Kronauer/Vogel 2004; Murie/Musterd 2004; Musterd/Andersson 2005; Galster 2007; Phillips 2007; Musterd/Andersson/Galster et al. 2008; Smets/Salman 2008; Andersson/Musterd/Galster et al. 2009; Blasius/Friedrichs/Galster 2009; Blasius/Friedrichs 2009; Farwick 2009; Gijberts/Dagevos 2009; Oberwittler 2009).

Alle Studien gehen von Anteilen sozialer Gruppen in einem administrativ definierten Gebiet aus. Damit geht man von einem „container“-Raum aus, obwohl bekannt ist, dass soziale Beziehungen durch solche Trennlinien nicht bestimmt werden und „relationale“ Räume ausbilden. Völlig unbeachtet bleibt dabei, wie sich die „statistische Mischung“ in eine „soziale Mischung“ überträgt.

Innerhalb der Studien zu Nachbarschaftseffekten wurde zudem ein breites Spektrum von nachbarschaftlichen Einflüssen auf die Lebenssituation der Bewohnerschaft analysiert, aus denen dann entweder negative oder positive Auswirkungen auf das Zusammenleben in diesen Quartieren mathematisch-statistisch abgeleitet wurden. Münch (2010: 43 ff.) unterscheidet dabei vier Dimensionen:

- soziale Dimension (Einkommens- und Arbeitslosigkeitsstruktur, kulturelle Effekte, soziale Netzwerke und migrantische Ökonomien),
- symbolische Dimension (negative Zuschreibung aufgrund der Sichtbarkeit von (diskriminierten) Migrant(inn)en und deren Lebensstile),
- materielle Dimension (Erreichbarkeit industrieller Arbeitsplätze, niedergehende lokale Ökonomie, Qualität der Schulen) und
- politische Dimension (Wähleranteile und „Aufmerksamkeit“ lokaler Politik).

Problematisch ist, dass jeweils nur wenige Einzelaspekte nachbarschaftlicher Einflüsse respektive Bedingungen analysiert werden, die zudem eher pragmatisch oder oft ohne Begründung ausgewählt wurden. Damit tragen die meisten dieser Studien kaum zu einer Systematisierung dieser Forschung bei. Bei den Ansätzen, in denen eine Systematisierung versucht wurde, wurde jedoch nur ein Teil der als relevant angesehenen Dimensionen berücksichtigt (zu einer Synopse Tab. 1).

So referiert Farwick (2009: 137 ff.) internationale Literatur zu Inter-Gruppenkontakten (situationsbezogen, gruppenbezogen) und auf unbeteiligte Fremdgruppen gerichtete Vorurteilmuster. Anschließend analysiert er die Auswirkung auf die soziale Distanz von Deutschen gegenüber Ausländern durch unabhängige gebietsbezogene (Anteil der ausländischen Bevölkerung, Anteil der Sozialhilfeempfänger und Wohndauer im Quartier) und unabhängige personenbezogene Merkmale (Geschlecht, Alter, schulische und berufliche Bildung und Erwerbsstatus) (Farwick 2009: 151 ff.). Dabei stellt er einen schwach positiven Zusammenhang zwischen dem Ausländer- und Sozialhilfeanteil mit der sozialen Distanz fest. Kontrolliert man aber hinsichtlich des Sozialhilfeanteils, dann wird der Zusammenhang zwischen Ausländeranteil und den Sozialkontakten positiv. Das bedeutet, dass lediglich in von Armut gekennzeichneten Quartieren die Kontakte von Deutschen zu Ausländern eher negativ sind. Diese Erkenntnis entspricht der erwähnten Skepsis gegenüber der Wirksamkeit der Kontakthypothese in solchen Quartieren und spräche daher gegen die Durchmischungsstrategie in Armutsquartieren.

Problematisch ist, dass „die Ausländer“ notgedrungen zu einer Kategorie zusammengefasst werden, obwohl diese Gruppe heterogen ist und das Ausmaß der Ablehnung durch „die Deutschen“ sich nach Nationalität, Ethnie und askriptiven Merkmalen deutlich unterscheidet. Zusätzlich wird mit dem Merkmal „Ausländer“ nur ein Aspekt einer Menge Menschen hervorgehoben, der jedoch immer im Kontext mit anderen Merkmalen wahrgenommen und bewertet wird. Schließlich bewegt sich die Analyse ausschließlich auf einem mikrosoziologischen Niveau (einschließlich deren Aggregationen), d. h. die makrosoziologische Ebene (u. a. die Wohnungs- und Sozialpolitik) bleibt ebenso ausgeblendet wie die Mesoebene der materiellen Ausstattung an Gelegenheiten beziehungsweise der Erreichbarkeiten innerhalb der analysierten Agglomeration, was Farwick (2009) allerdings bei der Analyse der Großsiedlung Tenever in Bremen zumindest interpretativ berücksichtigt. Schließlich werden auch die Eigen- und Fremdzuschreibungen der jeweiligen Quartiere aus den Überlegungen ausgeklammert.

Überraschend ist auch, dass die motivationalen Aspekte, die Esser (1980) mit seinem differenzierten Assimilationskonzept hervorgehoben hat, in den Studien über Nachbarschaftseffekte praktisch unberücksichtigt bleiben. Erst ein solcher Ansatz macht es möglich, die eher psychologischen Ansätze, die über den „Charakter“ argumentieren, in ein soziologisches Konzept des *copings* zu überführen. Eine Erklärung der unterschiedlichen Einstellungen „der Deutschen“ gegenüber „den Ausländern“ ist daher entweder mit einem multivariaten Ansatz sozialer Ungleichheit oder mit einem Milieu-Konzept sinnvoll, hinter dem ein Werte-Ansatz steht.

Die Analyse der Nachbarschaftseffekte geht jedoch über die eindimensionale Betrachtung von Ausländeranteilen hinaus. Demgegenüber wird der negative Effekt einer ethnisch homogenen Nachbarschaft in der Praxis deutscher Integrationspolitik derzeit jedoch von der Befürchtung getragen, die in Integrationskursen mühsam vermittelten deutschen Sprachkenntnisse würden in den segregierten Wohnorten der familiär gut integrierten Zuwanderer mangels Kontakten zu deutschsprechenden Nachbarn wieder verloren gehen (Schader-Stiftung 2010: 45).³

Die Analyse der Nachbarschaftseffekte auf Einstellungen und Werte wird häufig mit der von Lewis in die Diskussion gebrachte *culture-of-poverty*-These verknüpft, die von Wilson (1987) als *ghetto related behavior*, als Milieubildung durch sozioökonomische und sozialräumliche Ausgrenzungsprozesse zugespitzt wurde (Bremer 2000: 151 ff.). Als Argument für die negativen Folgen der Segregation für die Individuen wird „[...] behauptet, der fehlende Kontakt zu sozial etablierten und erfolgreichen Haushalten sei Ursache von Armut.“ (Holm 2009: 25). Mit dieser Annahme geht man davon aus, dass gerade von Armut Betroffene vorwiegend im eigenen Wohnviertel sozialisiert werden, was heute ebenso wenig zutrifft, wie die Bedeutung von Lebenslagendaten für die Erklärung von Verhalten und Einstellungen. Unabhängig davon, ob und wie sich eine räumlich bestimmbare „eigene“ Kultur nachweisen lässt, bleibt auseinanderzuhalten, was Ursache und was Wirkung ist: Hier ist es nämlich nicht die Homogenisierung von Verhaltens- und Kommunikationsweisen, die Integration behindert, sondern eher die Intoleranz der „anderen“ gegenüber ihnen fremden Formen der Aneignung, die sich im Verhalten im öffentlichen Raum ausdrücken (Madanipour 2005).

³ Eine solche homogene Konzentration einer Gruppe von Zugewanderten gibt es in Deutschland relativ selten. Häufiger sind multi-ethnische Nachbarschaften, in denen ganz andere Herausforderungen an die Alltagsbewältigung bestehen. Die Frage, ob man für eine „gelingende Integration“ ausreichende soziale Kontakte zu „Einheimischen“ hätte, geht daher – formuliert aus einer ethnozentristischen Sicht – an der komplexen Herausforderung vorbei. Es sollte daher häufiger auch auf die mehr oder weniger positiv wirksamen Einflüsse der jeweiligen Zuwanderungsgruppen untereinander geachtet werden – hier fehlen jedoch eindeutige empirische Belege.

Tab. 1: Nachbarschaftseffekte und deren Messung

Dimension	Indikator
Lage und Erreichbarkeit	Lage im städtischen Kontext (Zentralität) städtebauliche Typologie Erreichbarkeit (mit ÖPNV, zu Fuß)
Soziale Zusammensetzung der Wohnbevölkerung	Anteil der Ausländer(innen) [*] Anteil größter autochthoner Gruppe [*] Anteil Personen mit Migrationshintergrund [*] soziale Schicht/soziale Lage Diversitätsindex Nationalität/Ethnie Diversitätsindex Migrationshintergrund Diversitätsindex nach Schicht/Lage
Ausstattung (Wohnen, Infrastruktur) (<i>hard infrastructure</i>)	Ausstattung Wohnbau (Qualität, Preisgefüge, Eigentum) Ausstattung Infrastruktur (privat: Versorgung für täglichen und mittelfristigen Bedarf, Dienstleistungen) Ausstattung Infrastruktur (öffentlich)
Immissionen	Lärmbelastung Smog- und Staubbelastung Eintrag von CO ₂ und anderen Treibhausgasen
Soziale Beziehungen (<i>soft infrastructure</i>)	soziale Netzwerke (des-/integrationsfördernd) politische Kultur institutionelles Setting (Einrichtungen, deren Zielsetzungen Integration/Desintegration unterstützen)
Öffentlicher Raum	Nutzung des öffentlichen Raumes
Symbolwirkung / Image	Einschätzung des Quartiers in der Binnensicht aufgrund der Wohnbevölkerung Einschätzung des Quartiers in der Binnensicht aufgrund der Wohnbau- und Infrastruktur Einschätzung des Quartiers in der Außensicht aufgrund der Wohnbevölkerung Einschätzung des Quartiers in der Außensicht aufgrund der Wohnbau- und Infrastruktur

* Diese Maße sind sicherlich aus soziologischer Sicht unzureichend, weil sie für integrationsrelevante Einstellungen und Verhaltensweisen nicht einheitlich sind. Sie sollten zumindest hinsichtlich des formalen Bildungsniveaus kontrolliert werden.

Quelle: erweitert nach Dangschat (2014a, 2014b)

Die Vielfalt der Perspektiven, unter denen in der Segregationsforschung versucht wird, Nachbarschaftseffekte nachzuweisen oder eben zu negieren, zeigt, dass solche Effekte allenfalls in einer multidimensionalen Analyse nachweisbar wären, wie Oberwittler (2009) es für die Sozialisation Jugendlicher in segregierten Wohngebieten versucht hat. Gleichzeitig sollten sich diese Analysen – sollten sie eine praktische Handlungsrelevanz haben – an den differenzierten Lebensverläufen, Bedürfnissen und Lebenslagen der Bewohnergruppierungen orientieren.

In ihrer Studie zu Nachbarschaftseffekten schlussfolgern Blasius und Friedrichs (2009: 147): „[...] context and neighbourhood effects hardly exceed 8 per cent of the explained variance of a given outcome; they are low compared to individual-level effects. With regard to the question of indicators and outcomes of social mix, the findings indicate that different forms of heterogeneity produce different outcomes.“

Atkinson und Kintrea (2004) kommen aufgrund eines *desk research* von englischsprachigen Veröffentlichungen und von seitens der EU finanzierten Projekten zu dem Ergebnis, dass die Tatsache, signifikante Nachbarschaftseffekte ermittelt zu haben, vor allem vom theoretischen Ansatz (hier: von der Operationalisierung der Nachbarschaftseffekte) und der gewählten Methode – d. h. von den Wissenschaftler(inne)n selbst – abhängt.

4 Soziale Mischung – Alternative zur residentiellen Segregation?

In der Literatur ist an die Diskussion der negativen Folgen von residentieller Segregation immer wieder die Frage nach der „sozialen Mischung“ als (planerische) Alternative gekoppelt. Die stadtpolitische Antwort darauf, wie z. B. in Großbritannien proklamiert, lautet: „Part of what makes a community sustainable is a well-integrated mix of decent housing of different types and tenures to support a wide range of households of different sizes, ages and incomes“ (ODPM 2005: 9). Im angelsächsischen Bereich wird die soziale Mischung insbesondere durch die Platzierung von Eigentumswohnungen in den „problematischen“ Quartieren angestrebt, während in Kontinentaleuropa dieses durch eine differenzierte Förderung des Wohnungsbaus und eine meist kommunale Belegungspolitik angestrebt wird.

Im Umkehrschluss zur (negativen) Kontexteffektdebatte wird in dem sozialen Mix auf Wohnquartiersebene die Chance zu gegenseitigem Lernen und entsprechend besserem Verstehen von Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten, Nationalitäten und Ethnien gesehen. Nach dem *melting-pot*-Konzept sollte zwar idealerweise das Potenzial aller zu einem „neuen“ Muster an Werten und Einstellungen verschmelzen, in der historischen Realität hat jedoch auch dieses Konzept sozialer Mischung immer die einseitige Assimilation von (neu hinzukommenden) Minderheiten an das Werte- und Verhaltenssystem der zunehmend vielfältigen Mehrheitsgesellschaft (sic!) zum Kern gehabt.

Dieses Bild spiegelt sich auch in der deutschsprachigen Diskussion zur sozialen Mischung wider, wenn nämlich die Argumente für die Heterogenität von Nachbarschaften angeführt werden. Mit Verweis auf Häußermann/Siebel (1992: 55 f.) trägt Bremer (2000: 146) drei Argumente zusammen:

1. Demnach übe die Konfrontation mit anderen Lebensweisen Toleranz ein, erweitere das Wissen über die Gesellschaft und fördere „so die Übernahme sozial erwünschter Verhaltensweisen und normativer Orientierungen“, was allerdings – wie oben gezeigt wurde – an meist nicht geprüfte Voraussetzungen gebunden ist.
2. Die Heterogenität verhindere Stigmatisierung von außen und fördere eine „gleichmäßige Berücksichtigung aller Quartiere durch die Kommunalpolitik“ und verbes-

sere damit „indirekt die infrastrukturelle Versorgung benachteiligter Gruppen“ – ein insofern zynisches Argument, als demzufolge die Aufmerksamkeit für infrastrukturelle Defizite nicht per se auf Gebiete mit hoher Konzentration von Zugewanderten gerichtet ist, sondern erst an die Anwesenheit und damit Betroffenheit bessergestellter Bevölkerungsgruppen geknüpft wird.

3. Das dritte Argument richtet sich auf die Beeinflussbarkeit des Wohnungsmarktes durch kommunale Planung und Belegungspolitik. Wie oben gezeigt, sind die Nachbarschaftseffekte schwach und sehr unterschiedlich; ob ein *social mix* positiv wirkt, hängt eben nicht von bestimmten Anteilen von wie auch immer definierten Bevölkerungsgruppen ab, sondern eine positive Wirkung wird jeweils in konkreten sozial-räumlichen Situationen von mehreren Beteiligten „hergestellt“ (Anhut 2000; Tezcan 2000).

Selbst wenn man von einem strukturellen Determinismus ausgeht, ist es völlig unklar, auf welcher Ebene (Treppenhaus, Wohnblock, Quartier, Stadtteil) der *social mix* angestrebt werden sollte. Zudem bleiben Mix-Strategien mehr oder weniger auf benachteiligte Wohnquartiere der Städte beschränkt. Der Kern der Strategie ist klar auf die Hoffnung gerichtet, auf diese Weise den unteren sozialen Schichten Kontakt zu den unteren Mittelschichten und damit auch den sozialen Aufstieg durch die Übernahme von Rollenmustern zu eröffnen.

Diese Ideologien erhalten durch wissenschaftliche Studien Unterstützung (Papa/Bosch/Ket 2002; Shlay 2006; Smets/Salman 2008; Blasius/Friedrichs/Galster 2009), in denen vor allem der Neubau von Eigentumswohnungen oder -häusern gefordert wird. Warum sollten sich aber die unterschiedlichen Gruppen aufeinander einlassen und nicht in friedvollen, sich gleichwohl negierenden Parallelwelten (*exit*-Strategie) leben? Noch deutlicher wird die Fragwürdigkeit solcher Strategien vor dem Hintergrund der Erfahrungen in Ostdeutschland nach der Vereinigung oder aktuell im Wiener Gemeindewohnungsbau, wo in nahezu homogenen Wohngebieten der Autochthonen Menschen mit Zuwanderungshintergrund eingewiesen wurden, die Segregation also zurückging, der soziale Unfriede aber eskalierte (*voice*-Strategie; Beitrag Hanhörster in diesem Band).

Es ist also völlig unklar, welche Art von Mix eigentlich wünschenswert ist und wie messbar ist, ab welchem Grad man von einer gelungenen sozialen Mischung sprechen könnte, geschweige denn, wie er überhaupt erreichbar sein soll (van Kempen/Priemus 1999; Dangschat 2000b, 2004a, 2004b, 2013, 2014a; Galster 2005, 2007; Musterd/Andersson 2005; Smets/Kreuk 2008; Smets/Salman 2008; Andersson/Musterd/Galster et al. 2009; Holm 2009). Auch wenn die Bemühungen um einen angemessenen *social mix* als „nahelegend“ nachvollzogen werden können, lassen sich weder auf die Frage „Welcher Mix?“ Antworten finden noch gibt es befriedigende Strategien dafür, wie dieser hergestellt werden kann. Dennoch kann sich eine angewandte Sozialforschung nicht der Frage entziehen, inwieweit die bisherige Segregationsforschung brauchbare Hinweise für eine Beantwortung dieser Problematik liefern könnte.

Räumliche Nähe allein führt eben nicht notwendigerweise zu einem wechselseitigen Verständnis, sondern auch zu Verunsicherung, zu Ängsten aufseiten der „Einheimischen“ gegenüber dem „Fremden“, was in den Quartieren, die für diese Diskussion im Fokus stehen, längst zu dem geführt hat, was mit der Formel der „überforderten Nachbarschaften“ bezeichnet wird. Dass sich „engere Sozialbeziehungen weit mehr an sozialer und kultureller Homogenität als an räumlicher Nachbarschaft orientieren“, hat Spiegel (2001: 76) festgestellt und auch darauf verwiesen, dass die „Nachbarschaft unterschiedlicher sozialer Schichten eher die Indifferenz als die Entstehung besserer Sozialkontakte fördere.“

Ebenso sind weder positive noch negative Sozialisationseffekte nachweisbar – es sei denn, man versteht sinnvollerweise auch die Institutionen der Schulen, Kindertagesstätten und andere Orte des Lernens als Teil des Quartiers und analysiert den Einfluss der Schulen auf Segregationsprozesse (Häußermann 2007: 239; PPU 2011: 30; Beitrag Glorius in diesem Band).

In klassischen Einwanderungsländern wie Kanada oder Australien wird inzwischen das *salad-bowl*-Modell als Vorbild des machbaren Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen in der Stadt konzeptionell und politisch angewandt, indem „ethnische Enklaven“ nicht nur akzeptiert werden, sondern versucht wird, sie aktiv zu unterstützen. Aufgrund anderer Rahmenbedingungen⁴ und mangels solcher Enklaven oder ethnischen Kolonien in europäischen Städten ist dieses Konzept nicht ohne Weiteres auf Deutschland zu übertragen. Dennoch ist interessant, dass mit dem *multi-cultural*-Konzept die residentielle ethnische Segregation positiv bewertet wird, jedoch nur, weil intentionell die Konzentration von Zugewanderten von Prozessen der Armut und sozialen Exklusion abgekoppelt werden soll (Dangschat/Fasenfest 1995; Wacquant 2008).

Im schweizerischen Bericht zum Programm „Projects Urbains“ wird darauf verwiesen, dass die „bessere“ Durchmischung der Bewohnerschaft gerade für solche Wohnquartiere gewünscht bis gefordert wird, in denen sich aufgrund der Heterogenität bei Herkunftsmilieu, Familien- und Haushaltsgröße, Alter etc. „überforderte Nachbarschaften“ (PPU 2011: 19) herausgebildet haben, in denen für multiple strukturelle Problemlagen nach Lösungen gesucht werde. Diese Assoziation eines *social mix* lenkt den Blick auch heute noch auf die bekannten gebietsbezogenen Politiken einer sozialen Stadt(teil)entwicklung (Alisch 2002). So ist auch in der Abwägung des Schweizer Programms „Projects Urbains“ „Soziale Mischung eine Frage der Maßstäblichkeit“, die im „Mikrobereich“ des Wohnblocks wiederum zur städtebaulichen Schlussfolgerung des Rück- und Neubaus führt, verbunden mit der Hoffnung auf nachhaltig solventere Mieter. So schließt sich der Kreis der kleinräumigen Befriedung, mit der irgendwie doch auf positive Kontexteffekte durch eine Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung gehofft wird.

5 Das Verständnis von „Raum“ im Konzept der sozialen Mischung und der Analyse von Nachbarschaftseffekten

Residentielle Segregation bedeutet zum einen die räumliche Konzentration der Wohnstandorte sozialer Gruppen in bestimmten Quartieren und zum andern die ungleiche Verteilung der Wohnstandorte sozialer Gruppen im Raum (zum Unterschied beider Ansätze der Segregation siehe Beitrag Dangschat in diesem Band). Beiden Definitionen ist gemeinsam, dass sie Aspekte sozialer Ungleichheit in einem räumlichen Bezug betrachten. Wie bereits oben hervorgehoben, wird zur Bewertung von Segregation in Quartieren in der Regel mit dem Ausländer- bzw. dem Zuwanderungsstatus lediglich ein isoliertes Merkmal sozialer Ungleichheit betrachtet (Beitrag Schmitz-Veltin in diesem Band), was den aktuellen Erkenntnissen zur sozialen Ungleichheit deutlich widerspricht (Dangschat 2014a). Darüber hinaus ist die Analyse von Segregierungen ebenso wie die Strategie, über soziale Mischungen eine Integration zu unterstützen, an administrativ definierte Räume gebunden: Zum einen sind Statistiken an solche Räume gebunden und zum anderen legen öffentliche Verwaltungen diese Zuständigkeitsgebiete fest (Beitrag Glasze/Pott in diesem Band).

⁴ In Europa ist generell von einer ganz anderen institutionellen Integration auszugehen, die sich an Anwerbepolitiken, Bürgerrechten (Doppelstaatlichkeit), Bildungs-, Arbeitsmarkt- und Wohnungsmarktzugängen, Gesundheits- und Wohlfahrtssystemen entlang differenziert hat.

Daraus resultieren zwei massive Probleme. Zum einen werden gesellschaftliche Verhältnisse, insbesondere das Handeln sozialer Gruppen vor Ort, lediglich unter einem einzigen Blickwinkel (Nationalität, Migrationshintergrund und/oder Ethnie – dabei sehr häufig lediglich in Bipolarität der Deutschen gegenüber allen anderen) betrachtet. Auf diese Weise wird die Vielfalt menschlicher Eigenschaften, die sowohl das eigene Denken und Handeln als auch den jeweiligen Blick der anderen bestimmen, völlig vernachlässigt. Alle Alltagserfahrung, die von vielfältigen Sympathie- und Antipathiemustern ausgeht, steht hierzu im Widerspruch.

Zum anderen hat sich mittlerweile in den Sozialwissenschaften das Verständnis darüber, was „Raum“ ist, erweitert. Klassischerweise ging die Stadtsoziologie und Humangeographie von einem chorischen Raumverständnis aus, d. h. Orte und Territorien sind erdräumlich eindeutig bestimmt und lassen sich eindeutig hinsichtlich ihrer Grenzen, ihrer Größe und Lage sowie hinsichtlich ihrer relativen Position (Richtung und Distanz) zu anderen Territorien bestimmen. Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Analyse ist, die Verteilung von Elementen des physischen Raumes oder gesellschaftlicher Aggregate (respektive ihrer Bewegungsmuster) in diesem eindeutig charakterisierten Raum zu beschreiben, zu erklären und zu prognostizieren. Unter dieser Betrachtung ist „Raum“ ein (leerer) Behälter für materielle und körperliche Objekte, die in keinem funktionalen Zusammenhang zueinander stehen – Einstein (1960) nennt dieses ein Container-Konzept (Beitrag Glasze/Pott in diesem Band).

Zudem gehen Kommunalpolitik und Stadtplanung von Territorien aus, die administrativ bestimmt sind. Diese Sichtweise hat Perroux (1968) als „banale Raumauffassung“ bezeichnet, die von der illusionären Vorstellung getragen ist, dass politisch-administrative Räume in ihren Grenzen mit denen wirtschaftlicher Verflechtungen und/oder sozialer Zusammenhänge zusammenfallen. Ein Teil der Stadtforschung hat sich von der Vorstellung eines territorial definierten Raums, dem lediglich ein „Inhalt“ zugeschrieben wird („Containerraum“), weitgehend verabschiedet (Hamm 1982; Läßle 1992; Löw 2001 (insbesondere die Forschung zur Eigenlogik der Städte); Ruhne 2003; Dangschat 2007).

Aktuelle gesellschaftliche Raumvorstellungen gehen hingegen von Relationen zwischen Menschen auf der einen Seite, aber auch gegenüber der Materie, Dingen und Gebäuden auf der anderen Seite aus: „Raum ist eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (Löw 2001: 224). In dieser Auffassung des „relationalen Raumes“ sind alle gesellschaftlichen Bezüge immer sozialräumlich, also allenfalls analytisch voneinander zu trennen. Dieser Zugang erweitert zudem das Verständnis von Raum als einem entkoppelten Container, indem er zweierlei Aspekte betont: zum einen den mikrosoziologischen mit der Konstruktion von Sozialräumen (Löw 2001) und zum anderen den makrosoziologischen durch die Produktion von Raum (Bourdieu 1991; Lefebvre 1991). Nur unter der Kontextuierung einer mikro- und einer makrosoziologischen Sichtweise hat die traditionelle Analyse sozialräumlicher Phänomene als Mesoebene eine Bedeutung, auf der empirisch beobachtbare sozialräumliche Prozesse ablaufen (Beitrag Glasze/Pott in diesem Band).

Mit dem Verständnis des relationalen Raums können unterschiedliche Dimensionen des Sozialraums analytisch wie handlungspraktisch benannt werden (vgl. die territoriale, kategoriale und funktionale Dimension bei May 2008). Diese Differenzierung lässt nicht nur zu, die sozialwissenschaftliche Stadtforschung auch als Sozialraumforschung zu verstehen, sondern ermöglicht es auch, die in der Praxis der Stadt- und Sozialplanung sowie der raumbezogenen sozialen Arbeit existierenden Raumbegriffe analytisch aufzugreifen.

Hinsichtlich des Phänomens der Segregation wären auf der Makroebene vor allem die Prozesse in ihren Ursachen zu verorten, die zu sozialräumlicher Ungleichheit führen, die sich wiederum aus vier Komponenten zusammensetzt: aus der Produktion sozialer Ungleichheiten, der Produktion von Raum (Lefebvre 1991; im Planungszusammenhang *place making* Healey 2001: 277) und der Zuweisung sozialer Gruppen zu Wohnungsmarktsegmenten und der Tendenz freiwilliger Konzentration unter „Gleichen“ (Beitrag Dangschat in diesem Band). Konkret sind dieses vor allem die Einreise- und Aufenthaltsbedingungen für Flüchtlinge bis hin zu hochqualifizierten Angeworbenen durch direkten Zugriff auf Hochqualifizierte in Ländern mit hoher Jugendarbeitslosigkeit und/oder im Rahmen der „Blue Card“-Regelungen. In zweiter Hinsicht sind es die Bedingungen am Arbeitsmarkt, die Position innerhalb des Wohlfahrtsstaates (soziale Sicherungssysteme, Zugang zum Bildungs- und Gesundheitssektor) sowie der Zugang zum Wohnungsmarkt. Alle diese Aspekte beeinflussen direkt den sozialen Status und die Verteilung im urbanen Raum, welche zu den Segregationsmustern in Agglomerationen führen (Tab. 2).

Tab. 2: Integrationstypen, Integrationsaspekte und regionale Ebene

Integrationstyp	Integrationsaspekt	Ebene
institutionell-funktionale Systemintegration	gleiche staatsbürgerliche Rechte	EU/Nation
individuell-funktionale Systemintegration	Zugang zum Arbeits- und Wohnungsmarkt, sowie zu Gesundheits- und Bildungseinrichtungen (ökonomisches und institutionalisiertes kulturelles Kapital)	Stadtregion
kommunikativ-interaktive Sozialintegration	Teilhabe an öffentlichen Angelegenheiten, Sicherung der Grundnormen	Stadtregion/ Quartier
expressiv-kulturelle Sozialintegration	Binnenintegration in Gemeinschaften und Anerkennung dieser Gemeinschaften (soziales Kapital)	Quartier
kognitive Individualintegration	Sprache, Fertigkeiten, Verhaltenssicherheit, Normenkenntnis und Situationserkennung in der Aufnahmegesellschaft (kulturelles Kapital der Aufnahmegesellschaft)	Individuum
identifikative Individualintegration	Überwindung der ausschließlich eigen-ethnischen und Akzeptanz der fremd-ethnischen Zugehörigkeitsdefinition sowie Loslösen von eigen-ethnischen Bräuchen und Akzeptanz fremd-ethnischer Bräuche (Akzeptanz ethnisch-spezifischen kulturellen Kapitals)	Individuum

Quelle: Dangschat (2000b: 195)

Auf der Mikroebene sind es die Konstruktionsleistungen der Menschen in ihren Wohnquartieren über die sozialräumlichen Phänomene (Löw 2001: 158) aufgrund ihres „vor Ort Seins“.⁵ Im sozialräumlichen Verhalten zeigen sich Status- und Verhaltensunterschiede; hier finden die Ein- und Ausgrenzungsphänomene zwischen Menschen und sozialen Gruppen statt, welche das unmittelbare Miteinander vor Ort bestimmen, den Orten aber auch bestimmte Images zuschreiben, die wiederum auf der Mesoebene als „Habitus des Ortes“ eingeschrieben sind (Dangschat 2007).

Das relationale Raumverständnis und damit die Gebundenheit an Ort und Zeit führt auch zu Problemen der vergleichenden Sozialforschung und rüttelt damit an den Grundfesten des Kritischen Rationalismus, auf dem ein Großteil der wissenschaftlichen Raumforschung und des Planungsverständnisses in seinem Zwischenschritt mathematisch-statistischer Erklärung und Prognose verhaftet ist. Nahezu alle Arbeiten in der Segregationsforschung beziehen sich in ihren theoretischen Teilen auf empirische Forschung, die zu einem anderen Zeitpunkt an einem anderen Ort durchgeführt wurde.

Vor dem Hintergrund der erwähnten Schwäche der Wahrnehmung sozialer Ungleichheit ausschließlich über die Kategorie „Nationalität“ (oder Migrationshintergrund und Ethnie) ist ein internationaler Vergleich in mehrfacher Hinsicht problematisch. Was haben Wissenschaftler(innen) davon, wenn beispielsweise in Chicago festgestellt wurde, dass die Integration asiatischer Zugewanderter von einem Nachbarschaftseffekt wie Schulbesuch positiv beeinflusst wird oder dass Afroamerikaner aufgrund der Wohngebäude, in die sie eingewiesen wurden, diskriminiert wurden oder dass in Rotterdam die Integration von Molukken durch einen Nachbarschaftstreff verbessert wurde?

Das bedeutet zugespitzt: Die räumliche Konzentration von Türken in Köln-Chorweiler hat möglicherweise ganz andere integrations-fördernde bzw. -hemmende Aspekte als die der Türken in Kirchdorf-Süd in Hamburg. Die Ursachen sind zum einen das Zusammenwirken der Institutionen auf der Makroebene der jeweiligen Stadtverwaltungen und zum anderen die Konstruktionsleistungen vor Ort, die institutionell eingebettet, von sozialen Gruppen hinsichtlich der integrativen Aspekte unterschiedlich ausgestaltet werden.

Selbst wenn man vom relationalen Ansatz ausgeht, so wie er beispielsweise in den Programmen zur „Sozialen Stadt“ verfolgt wird, sind zentrale Aspekte der Unterstützung der Integration vor Ort neu zu bewerten. Ein wichtiger Aspekt des Umganges mit der Segregation von Migrant(inn)en und Armutsbevölkerung liegt darin, zunächst zu analysieren, wie „vor Ort“ die dort zusammenlebenden Menschen bzw. sozialen Gruppen den Alltag in diesen Räumen organisieren. Mit diesem Blick und im Anschluss an Lefèbvres „Soziologie der Alltäglichkeit“ und deren Analyserahmen von Problemen, Zielen und Strategien lassen sich zum einen Prinzipien einer neuen Form von „Integrationsforschung“ ableiten (May/Alisch 2011: 31). Zum anderen sind hierin Handlungsstrategien angelegt, aus denen die sozialen Gruppen sich verständigen, gemeinsame Interessen artikulieren und verwirklichen und damit das Gemeinwesen nach innen und außen stärken (Lefèbvre 1977: 129; May/Alisch 2011: 32).

⁵ Das Platzieren von Dingen oder der Menschen in ihrer Leiblichkeit nennt Löw (2001: 158) *spacing*. Dieser Begriff erscheint nicht angemessen, da es um ein Platzieren geht. Danach wäre *placing* angemessener – dann wäre die Konstruktionsleistung, also die kognitive Verarbeitung sozialräumlicher Phänomene vor dem Hintergrund der eigenen Sozialisation das eigentliche *spacing*. Auch die Gleichsetzung des Platzierens von Personen – das im Raum sein – mit der Platzierung von Dingen – wie beispielsweise die Errichtung von Gebäuden – erscheint zudem nicht sinnvoll. Das vorübergehende „im Raum sein“ ist weniger bedeutsam als ein Gebäude, dessen Funktionalität und Symbolik über mehrere Jahre auf den Ort und damit die Konstruktionen auf die temporär Anwesenden einwirkt. Hierfür hat Healey (2001) mit dem *place making*, das auf der Makroebene angesiedelt ist, einen angemesseneren Aspekt thematisiert.

Aufgabe der intermediären Organisationen ist es dabei, „Brücken“ zwischen den sozialen Gruppen zu bauen respektive zu stärken (*bridging*; Putnam 2000) und dabei die eher vernachlässigten Kontakte zu „den anderen“ zu unterstützen (*strengthening the weak ties*; Granovetter 1973). Vergleicht man ein derartiges gemeinwesenbezogenes „Brückenbauen“ in den als problematisch angesehenen sozialräumlichen Settings mit der Ingenieuraufgabe des Brückenbauens, wird der Unterschied deutlich: Auf der Basis der völlig unzureichenden Informationen würde der Ingenieur erst gar nicht mit seiner Arbeit beginnen, sondern lautstark – und darin von einer Reihe von Kammern, Verbänden und Lobbyisten unterstützt werden – mehr Informationen über den Zweck der Brücke, die Spitzenlast, die Statik, die Spannweite und die Gründungsqualitäten der Ufer sowie die Rahmenbedingungen wie Wetter- und Temperaturschwankungen, Ermüdungen bei Materialbelastungen usw. einfordern. Die Frage bleibt also, warum das „Brückenbauen“ zwischen sozialen Gruppen ohne fundiertes grundlegendes Wissen stattfinden soll.

6 Zusammenfassung

Aufgrund der allgemeinen Rhetorik, dass Zuwanderung notwendig sei, gilt die Integration von Zugewanderten als eine der größten Herausforderungen der Stadtentwicklung. Die residentielle Segregation wird seitens der Kommunalpolitik und der planenden Verwaltung als zentraler Hinderungsgrund mangelnder Integration angesehen – von daher gelte es, diese abzubauen oder ethnisch geprägte Armutsquartiere erst gar nicht entstehen zu lassen. Für eine die Integration einschränkende Wirkung residenteller Segregation – als zentralem Forschungsgegenstand sozialwissenschaftlicher Stadtforschung – gibt es in Europa jedoch kaum einen konsistenten empirischen Beleg. Gemessen an der wissenschaftlichen, planungspraktischen und kommunalpolitischen Bedeutung ist die Verlässlichkeit wissenschaftlicher Aussagen überraschend gering und sind Deutungen und die daraus abgeleiteten Handlungen der Verwaltung und Politik überraschend eindeutig.

Die wissenschaftliche Segregationsanalyse ist auf die amtliche Statistik angewiesen. Diese ist jedoch kaum noch geeignet, soziale Ungleichheit und Unterschiedlichkeiten der Wohnbevölkerung abzubilden, weil sie an veralteten, d. h. gesellschaftliche Unterschiede kaum noch erklärenden soziodemographischen Kategorien festhält und die aktuell notwendigen sozioökonomischen und vor allem soziokulturellen Kategorien ausblendet (Beiträge Schmitz-Veltin; Fina/Schmitz-Veltin/Siedentop in diesem Band). Mit der Betonung der (ausschließlichen) Bedeutung von Nationalität, Migrationshintergrund und/oder Ethnie für Segmentierungs- und Integrationsphänomene wird an den sozialwissenschaftlichen Traditionen der 1970er und 1980er Jahre festgehalten, als Einstellungs- und Verhaltensunterschiede über Strukturdaten sozialer Ungleichheit erklärt wurden. Der Umweg, Verhalten ausschließlich über Strukturen und nicht auch über Einstellungen erklären zu wollen, entspricht jedoch nicht dem aktuellen Stand der Ungleichheitsforschung.

In der Konsequenz heißt das, dass spezifische Konzentrationen sozialer Gruppen in bestimmten städtischen Teilgebieten nicht definitorisch gesetzt werden sollten, um sozialräumliche Erscheinungsphänomene zu beeinflussen. Vielmehr müsste die jeweilige sozialräumliche Spezifik daraufhin untersucht werden, ob eine – und wenn ja, welche – Gruppe die sozialräumliche Situation als problematisch ansieht. Die von Anhut/Heitmeyer (2000: 54 ff.) aufgestellte These, dass Integrationsleistungen nicht von den Anteilen von Türken in einem Quartier abhängen, sondern dass Integrationspotenzial über intervenierende Faktoren vermittelt wird, verdeutlicht, dass wissenschaftliche Analysen der residentellen Segregation sich in stärkerem Maße an Formen einer Sozialraumanalyse und an sozialen Prozessen orientieren sollten, bei der quantitative Methoden allenfalls in der Triangulation mit qualitativen Vorgehensweisen eingesetzt werden.

Selbst wenn man die Probleme, einen geeigneten Mix auf einer angemessenen Maßstabsebene zu finden, negiert, besteht also noch immer das Problem der ausschließlichen Sichtweise auf Segregation als strukturelles Faktum und der Negierung von Segregierung als Prozess (zur Konstruktion des Raumes als Prozess Löw 1999: 16).

Damit stellt sich die Frage nach der politisch-planerischen Steuerung in veränderter Weise: Informationen aus amtlichen Statistiken können allenfalls als ein erster Zugang dienen (und nicht als Letztentscheidungen über statistische Mischungsverhältnisse). Es reicht eben nicht aus, soziale Gruppen nach bestimmten Vorstellungen statistisch zu „vermischen“, sondern es geht vielmehr darum, lokale Inter-Gruppenbeziehungen oder soziale Netzwerk- und Gruppenbildung zu stärken (Hüttermann 2010; May/Alisch 2011). Durch das Aufstocken des Bund-Länder-Programms „Soziale Stadt“ ist nun der Spielraum deutlich erweitert worden, um die „soziale Durchmischung“, d.h. den kommunikativen Austausch zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen im Sinne einer stärkeren Kohäsion zu unterstützen.

Literatur

- Alisch, M. (2002): Soziale Stadtentwicklung – Widersprüche, Kausalitäten und Lösungen. Opladen.
- Alisch, M.; Dangschat, J.S. (1993): Die solidarische Stadt – Ursachen von Armut und Strategien für einen sozialen Ausgleich. Frankfurt am Main.
- Allport, G. W. (1954): The nature of prejudice. Cambridge, MA.
- Andersson, R.; Musterd, S.; Galster, G.; Kauppinen, T.M. (2009): What mix matters? Exploring the relationships between individual's incomes and different measures of their neighbourhood context. In: Blasius, J.; Friedrichs, J.; Galster, G. (Hrsg.): Quantifying neighbourhood effects. Frontiers and perspectives. Milton Park u. a., 11-34.
- Anhut, R. (2000): Lokale politische Deutungskultur. Zum Zusammenhang zwischen politischer Problemdeutung, sozialem Unzufriedenheits- und Konfliktpotenzial in der städtischen Aufnahmegesellschaft. In: Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim u. a., 449-496.
- Anhut, R.; Heitmeyer, W. (2000): Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption. In: Heitmeyer, W.; Anhout, R. (Hrsg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim u. a., 7-75.
- Atkinson, R.; Kintrea, K. (2001): Disentangling area effects: Evidence from deprived and non-deprived neighbourhoods. In: Urban Studies 38 (12), 2277-2298.
- Atkinson, R.; Kintrea, K. (2004): Opportunities and despair, It's all in there practitioner experiences and explanations of area effects and life chances. In: Sociology 38 (3), 437-455.
- Blasius, J. (1993): Gentrification und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung. Wiesbaden.
- Blasius, J.; Friedrichs, J. (2009): Internal heterogeneity of a deprived urban area and its impact on residents' perception of deviance. In: Blasius, J.; Friedrichs, J.; Galster, G. (Hrsg.): Quantifying neighbourhood effects. Frontiers and perspectives. Milton Park u. a., 124-151.
- Blasius, J.; Friedrichs, J.; Galster, G. (Hrsg.) (2009): Quantifying neighbourhood effects. Frontiers and perspectives. Milton Park u. a.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main u. a., 25-34.
- Bremer, P. (2000): Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten. Opladen.

- Dangschat, J. S. (1996): Segregation – Lebensstile im Konflikt, soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten. In: Dangschat, J. S.; Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen, 426-445.
- Dangschat, J. S. (1998): Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mikro-Meso-Makro-Theorie ethnischer und rassistischer Konflikte im städtischen Raum. In: Heitmeyer, W.; Dollase, R.; Backes, O. (Hrsg.): Die Krise der Städte. Frankfurt am Main, 21-96.
- Dangschat, J. S. (2000a): Sozialräumliche Differenzierung in Städten: Pro und Contra. In: Tessin, W.; Scheller, G.; Harth, A. (Hrsg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen, 141-159.
- Dangschat, J. S. (2000b): Integration – Eine Figuration voller Probleme – Warum die Integration von Migrant/innen so schwierig ist. In: Klein, G.; Treibel, A. (Hrsg.): Skepsis und Engagement. Münster, 185-208.
- Dangschat, J. S. (2004a): Segregation – ein Indikator für Desintegration? In: Journal für Konflikt- und Gewaltforschung 6 (2), 6-31.
- Dangschat, J. S. (2004b): Konzentration oder Integration? – Oder: Integration durch Konzentration? In: Kecskes, R.; Wagner, M.; Wolf, C. (Hrsg.): Angewandte Soziologie. Wiesbaden, 45-76.
- Dangschat, J. S. (2007): Raumkonzept zwischen struktureller Produktion und individueller Konstruktion. In: Ethnoscripts 9 (1), 24-44.
- Dangschat, J. S. (2013): Soziale Mischung – (k)ein Ruhekitzen!? In: Biffel, G.; Rössl, L. (Hrsg.): Migration & Integration 3 – Dialog zwischen Politik, Wissenschaft und Praxis. Bad Vöslau, 175-185. = Beiträge zu Bildung & Lernen, Informeller Arbeit, Gesundheit & Migration, Wohnen & Nachbarschaft, Messen & Evaluieren von Integration.
- Dangschat, J. S. (2014a): Soziale Ungleichheit und der (städtische) Raum. In: Berger, P. A.; Keller, C.; Klärner, A.; Neef, R. (Hrsg.): Urbane Ungleichheiten. Wiesbaden, 115-130.
- Dangschat, J. S. (2014b): Residentielle Segregation nach Nationalität – ein Diskurs voller Widersprüche. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, im Veröffentlichungsprozess.
- Dangschat, J. S.; Fasenfest, D. (1995): (Re)structuring urban poverty: The impact of globalization on its extent and spatial concentration. In: Chekki, D. A. (Hrsg.): Urban poverty in affluent nations. Greenwich u. a., 35-61. = Research in community sociology V.
- Einstein, A. (1960): Vorwort. In: Jammer, M. (Hrsg.): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. Darmstadt, XII-XVII.
- Esser, H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt u. a.
- Farwick, A. (2009): Segregation und Eingliederung: Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern auf den Eingliederungsprozess. Wiesbaden.
- Friedrichs, J. (1998): Do poor neighbourhoods make their residents poorer? Context effects of poverty neighbourhoods on residents. In: Andreß, H.-J. (Hrsg.): Empirical poverty research in a comparative perspective. Aldershot, 77-101.
- Friedrichs, J.; Galster, G.; Musterd, S. (2003): Neighbourhood effects and social opportunities: The European and American research and policy context. In: Housing Studies 18 (6), 797-806.
- Galster, G. (2005): Neighbourhood mix, social opportunities, and the policy challenges of an increasingly diverse Amsterdam. In: Planning & International Development Studies. Dept. of Geography. University of Amsterdam. <<http://www.fmg.uva.nl/admidst/object.cfm/objectid=7C149E7C-EC9F-4C2E-91DB7485C0839425>>, abgefragt am 11.03.2014.
- Galster, G. (2007): Should policy makers strive for neighbourhood social mix? An analysis of the Western European evidence base. In: Housing Studies 22 (4), 523-545.
- Gans, H. J. (1961): The balanced community: Homogeneity or heterogeneity in residential areas? In: Journal of the American Association of Planners 27 (3), 176-184.

■ Soziale Mischung – die Lösung von Integrationsherausforderungen?

- Gijsberts, M.; Dagevos, J. (2009): The socio-cultural integration of ethnic minorities in the Netherlands: Identifying neighbourhood effects on multiple integration outcomes. In: Blasius, J.; Friedrichs, J.; Galster, G. (Hrsg.): Quantifying neighbourhood effects. Frontiers and perspectives. Milton Park u. a., 175-201.
- Granovetter, M. S. (1973): The strength of weak ties. In: American Journal of Sociology 78 (6), 1360-1380.
- Hamm, B. (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie. München.
- Happel, A. (2011): „Die fremden Deutschen in Frankenberg“ – Zur Integration von Spätaussiedlerinnen im ländlichen Raum. In: Alisch, M.; May, M. (Hrsg.): Integrationspotenziale in kleinen Städten. Rekonstruktion der Interessensorientierungen von Zuwanderern. Opladen u. a., 73-90. = Beiträge zur Sozialraumforschung 6.
- Häußermann, H. (1998): Zuwanderung und die Zukunft der Stadt. Neue ethnisch-kulturelle Konflikte durch die Entstehung einer neuen sozialen ‚underclass‘? In: Heitmeyer, W.; Dollase, R.; Backes, O. (Hrsg.): Die Krise der Städte. Frankfurt am Main, 145-175.
- Häußermann, H. (2007): Effekte der Segregation. In: vhw-Forum Wohneigentum 5 (2007), 234-240.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1990): Bausteine zu einem Szenario zur Entwicklung von Berlin. Sozialräumliche Struktur und Steuerung des Wachstums. Berlin.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1992): Urbanität. Wien. = Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung, Stadtgestaltung 37.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaft 4 (1), 68-79.
- Healey, P. (2001): Towards a more place-focused planning system in Britain. In: Madanipour, A. (Hrsg.): The governance of place: Space and planning processes. Aldershot, 265-286.
- Heckmann, F. (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart.
- Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.) (2000): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim u. a.
- Hillmann, F.; Windzio, M. (2008): Migration und städtischer Raum: Chancen und Risiken der Segregation und Integration. In: Hillmann, F.; Windzio, M. (Hrsg.): Migration und städtischer Raum: Chancen und Risiken der Segregation und Integration. Opladen u. a., 9-30.
- Holm, A. (2009): Soziale Mischung. Zur Entstehung und Funktion eines Mythos. In: Forum Wissenschaft 1/2009, 23-26.
- Hüttermann, J. (2010): Entzündungsfähige Konfliktkonstellationen. Eskalations- und Integrationspotenziale in Kleinstädten der Einwanderungsgesellschaft. Weinheim u. a.
- Kronauer, M. (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main u. a.
- Kronauer, M.; Vogel, B. (2004): Erfahrung und Bewältigung sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, H.; Kronauer, M.; Siebel, W. (Hrsg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt am Main, 203-234.
- Läpple, D. (1992): Essay über den Raum. In: Häußermann, H. (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler, 2. Aufl., 157-207.
- Lefèbvre, H. (1977): Kritik des Alltagslebens II. Kronberg.
- Lefèbvre, H. (1991): The production of space. Oxford.
- Löw, M. (1999): Raum ergreifen. Alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst. Bielefeld.
- Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main.
- Madanipour, A. (2005): Public space and social integration. In: Schader Stiftung; Deutscher Städtetag; GdW Bundesverband deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen; Deutsches

- Institut für Urbanistik; Institut für Wohnungswesen, Immobilienwirtschaft, Stadt- und Regionalentwicklung (Hrsg.): *Zuwanderer in der Stadt – Expertisen zum Projekt*. Darmstadt, 349-382.
- May, M. (2008): Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit. In: Alisch, M.; May, M. (Hrsg.): *Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt*. Opladen u. a., 61-84. = Beiträge zur Sozialraumforschung 1.
- May, M., Alisch, M. (2011): Methodologische und forschungsmethodische Überlegungen zur Rekonstruktion integrationsbezogener Orientierungsmuster. In: Alisch, M.; May, M. (Hrsg.): *Integrationspotenziale in kleinen Städten. Rekonstruktion der Interessensorientierungen von Zuwanderern*. Opladen u. a., 29-42. = Beiträge zur Sozialraumforschung 6.
- Münch, S. (2010): *Integration durch Wohnungspolitik? Zum Umgang mit ethnischer Segregation im europäischen Vergleich*. Wiesbaden.
- Murie, A.; Musterd, S. (2004): Social exclusion and opportunity structures in European cities and neighbourhoods. In: *Urban Studies* 41 (8), 1441-1459.
- Musterd, S. (2003): Segregation and integration: A contested relationship. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 29 (4), 623-641.
- Musterd, S. (2005): Social and ethnic segregation in Europe: Levels, causes, and effects. In: *Journal of Urban Affairs* 27 (3), 331-348.
- Musterd, S.; Andersson, R. (2005): Housing mix, social mix, and social opportunities. In: *Urban Affairs Review* 40 (6), 1-30.
- Musterd, S.; Andersson, R.; Galster, G.; Kaupinen, T. (2008): Are immigrants' earnings influenced by the characteristics of their neighbours? In: *Environment and Planning A* 40 (10), 785-805.
- Oberwittler, D. (2009): The effects of neighbourhood poverty on adolescent problem behaviours: A multi-level analysis differentiated by gender and ethnicity. In: Blasius, J.; Friedrichs, J.; Galster, G. (Hrsg.): *Quantifying neighbourhood effects. Frontiers and perspectives*. Milton Park u. a., 152-174.
- ODPM (Office of the Deputy Prime Minister) (2005): *Planning for mixed communities*. London.
- Papa, O.; Bosch, N.; Ket, M. (2002): *De effecten van verkoop van social huurwoningen*. Rotterdam.
- Park, R. E. (1974) [1925]: Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung. In: Atteslander, P.; Hamm, B. (Hrsg.) (1974): *Materialien zur Siedlungssoziologie*. Köln, 90-100. Zuerst als: *The Urban Community as a Spatial Pattern and a Moral Order*. In: *Publications of the American Sociological Association* 20, 1-14.
- Perroux, F. (1968): Les espaces économiques. In: Boudeville, J. (Hrsg.): *L'espace et les pôles de croissance*. Paris, 5-40.
- Phillips, D. (2007): Ethnic and racial segregation: A critical perspective. In: *Geography Compass* 1 (5), 1138-1159.
- PPU – Programms Projects Urbains (2011): *Soziale Mischung und Quartiersentwicklung: Anspruch und Machbarkeit*. Bern.
- Putnam, Robert D. (2000): *Bowling alone*. New York.
- Ruhne, R. (2003): *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*. Wiesbaden.
- Salentin, K. (2004): Ziehen Migranten sich in 'ethnische Kolonien' zurück? In: Bade, K.J.; Bommers, M.; Münz, R. (Hrsg.): *Migrationsreport 2004*. Frankfurt am Main, 97-116.
- Sampson, R.J.; Morenoff, J.D.; Gannon-Rowley, T. (2002): Assessing 'neighbourhood effects': Social processes and new directions in research. In: *Annual Review of Sociology* 28, 443-478.
- Schader-Stiftung (2010): *Angebotsstrukturen für Integration im ländlichen Raum. Dokumentation der Fachtagung am 15.-16. September 2010*. Darmstadt.
- Shlay, A. B. (2006): Low-income homeownership: An American dream or delusion. *Urban Studies* 43 (3), 511-531.

■ Soziale Mischung – die Lösung von Integrationsherausforderungen?

- Smets, P.; Kreuk, N. (2008): Together or separate in the neighbourhood? Contacts between natives and Turks in Amsterdam. In: *The Open Urban Studies Journal* 1, 35-47.
- Smets, P.; Salman, T. (2008): Countering urban segregation: Theoretical and policy innovations from around the globe. In: *Urban Studies* 45 (7), 1307-1332.
- Spiegel, E. (2001): Soziale Stabilisierung durch soziale Mischung. In: *vhw-Forum Wohneigentum* 2/2001, 75-80.
- Tezcan, L. (2000): Kulturelle Identität und Konflikt. Zur Rolle politischer und religiöser Gruppen der türkischen Minderheitsbevölkerung. In: Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Weinheim u. a., 401-448.
- van Kempen, R.; Priemus, H. (1999): Undivided cities in the Netherlands: Present situation and political rhetoric. In: *Housing Studies* 14 (5), 641-657.
- Wacquant, L. (2008): *Urban outcasts. A comparative sociology of advanced marginality*. Cambridge u. a.
- Wilson, W.J. (1987): *The truly disadvantaged. The inner city, the underclass and public policy*. Chicago.

Autoren

Jens S. Dangschat ist Professor für Siedlungssoziologie und Demographie an der Technischen Universität Wien, Department für Raumplanung, Fachbereich Soziologie (ISRA).

Monika Alisch ist Professorin für Sozialraumentwicklung/GWA und Sozialplanung an der Hochschule Fulda, Fachbereich Sozialwesen sowie Leiterin des Centre of Research for Society and Sustainability – CeSSt der HS Fulda.